

B

Badewannenmodell → Makro-Mikro-Makro-Modell

Balancetheorie, [1] ursprünglich ein Modell, bei dem zwei Personen und ein Objekt betrachtet werden. Das Objekt kann auch eine Person sein, sodass heute zumeist Drei-Personen Konstellationen behandelt werden. Die Balancetheorie geht auf Fritz Heider zurück; weiterentwickelt wurde sie im Rahmen der → Netzwerkanalyse insbesondere von James A. Davis und Samuel Leinhardt. Man geht davon aus, dass die Beziehung zwischen zwei Personen von der Beziehung zu einer dritten abhängt. Hierdurch werden Eigenschaften der Beziehung zwischen den beiden weitergegeben (→ Transitivität). Eine solche Annahme lässt die Bildung von Hypothesen über Beziehungsentwicklungen in Netzwerken zu. Beispiel: Liegt eine positive Beziehung zwischen den Personen A und B und A und C vor, so wird die Beziehung zwischen B und C ebenfalls positiv sein bzw. werden. Im Falle einer positiven Beziehung zwischen A und B und einer negativen Beziehung zwischen A und C wird die Beziehung zwischen B und C ebenfalls negativ sein bzw. werden. In beiden Fällen sind die Beziehungen balanciert und damit relativ stabil. Nichtbalancierte Beziehungen, so die Annahme, sind empirisch selten zu beobachten, da sie schnell zerfallen. C.S.

[2] ein sozialpsychologisches Theorem, das Einstellungswandel erklärt und auf Fritz Heider zurückgeht. Untersucht werden triadische Beziehungen zwischen Person A, B und Einstellungsobjekt C (= Person oder Ding). Postuliert wird, dass sich positive oder negative Einstellungen mit der Zeit ausbalancieren. Die Balancetheorie war ein wichtiges Konzept in der Frühphase der Netzwerkanalyse. Mittlerweile herrscht die Einsicht vor, dass ihr Postulat nur innerhalb von → Cliquen gilt. An ihre Stelle ist die → Triadenforschung getreten. R.H.

Balkendiagramm → Säulendiagramm

Bandsatzerweiterung, auch Bandsatzergänzung, eine meist in der → amtlichen Statistik genutzte Bezeichnung für neu generierte Variablen in einem Datensatz. Dazu werden Informationen aus den erhobenen Daten kombiniert, z.B. um eine Familientypologie zu erstellen. C.W.

Bartlett-Test, ein Test für die Gleichheit der Varianz eines Merkmals in k verschiedenen Stichproben. Die getestete → Nullhypothese lautet, dass die Populationsverteilungen von mindestens zwei Stichproben unterschiedliche Varianzen besitzen. Die → Teststatistik folgt approximativ einer → χ^2 -Verteilung mit $k-1$ → Freiheitsgraden. Wichtig für die Anwendung ist, dass die untersuchten Daten aus einer → Normalverteilung stammen, da der Test auf Abweichungen hiervon sensitiv ist. Verlässlichere Resultate liefert in einem solchen Fall der → Levene-Test. B.J./R.F.

Baseline-Hazardfunktion → Basis-Hazardfunktion

Basis-Hazardfunktion, auch Basishazardrate oder Baseline-Hazardfunktion, die Funktion gibt in der → Ereignisanalyse an, wie hoch das Risiko für das Eintreten des untersuchten Ereignisses zu jedem Zeitpunkt für die Referenzgruppe ist. Sie lässt sich aus der bzw. in die Wahrscheinlichkeitsverteilungsfunktion der Prozesszeit umrechnen. Ereignisanalytische Modelle unterscheiden sich vor allem danach, ob parametrische oder semi-parametrische Annahmen zum Verlauf der Basis-Hazardfunktion gemacht werden. Am populärsten ist das Cox-Modell, welches ein semi-parametrisches Modell darstellt, da es keine Verteilungsannahmen zum Verlauf der Basis-Hazardfunktion macht. Parametrische Modelle, wie das Gompertz-Modell oder Weibull-Modell nutzen Parameter zur Modellierung der Basis-Hazardfunktion. Diese Modelle finden in erster Linie in der Mortalitätsforschung Anwendung. Im stückweise konstanten Modell (engl. piecewise-constant model) wird die Basis-Hazardfunktion in unterschiedliche Teilstücke zerlegt. Innerhalb dieser Teilstücke wird die Hazardrate als Konstante modelliert. Diese Modellvariante kann für unterschiedlichste Prozesse angewandt werden. Die Cox-, Gompertz-, Weibull- und die stückweise konstanten Modelle gehören zur großen Gruppe der proportionalen Hazardratenmodelle. Proportionale Hazardratenmodelle basieren auf der Annahme, dass die Kovariaten die Basis-Hazardfunktion proportional nach oben oder unten verschieben. Alternative Accelerated-failure-time-Modelle basieren nicht auf dieser proportionalen Verschiebung der Hazardfunktion. M.Kr./R.Wa.

Basis-Hazardrate → Basis-Hazardfunktion

Basisrückfallrate, das prozentuale Verhältnis der Zahl der registrierten Wiederholungstäter zur Gesamtzahl der registrierten Straftäter. Die Erkenntnis-

se zu Basisrückfallraten bestimmter Täter- und Deliktgruppen (→ Kollektivprognose) werden auch bei Prognosen für den Einzelfall (→ Individualprognose) berücksichtigt. *H.Bk.*

Baumdiagramm → Dendrogramm

Bayes Informationskriterium → Informationskriterien

Bayes Theorem, ein von Thomas Bayes formuliertes Theorem zur Kalkulation bedingter Wahrscheinlichkeit, das für die probabilistische Inferenz bedeutsam ist. Wenn man die a priori → Wahrscheinlichkeit eines Modells kennt, kann man die Wahrscheinlichkeit berechnen, dass das Modell nach der Erhebung von Daten wahr ist (a posteriori → Wahrscheinlichkeit). *S.Sh.*

Bayessche Statistik, ein Ansatz der Inferenzstatistik, der einen Kontrast zur frequentistischen und/oder Fisherschen Statistik bildet. In konventioneller Auffassung wird ein Parameterwert anhand eines Datensatzes geschätzt, der als eine mögliche Realisation von möglichen Datensätzen aufgefasst wird. Ein typisches Beispiel ist eine Stichprobe aus einer Population. Sowohl dem Signifikanztest als auch der Parameterschätzung liegt dabei die Grundidee des Likelihoods zugrunde: die Wahrscheinlichkeit, dass die vorliegenden Daten erhoben werden, wenn ein gewisses statistisches Modell mit gewissen Parameterwerten den Datengenerierungsprozess adäquat abbildet. Hingegen nimmt die Bayessche Statistik keinen wahren Wert für den Parameter an, sondern betrachtet den Parameter an sich als probabilistisch verteilt. Diese a posteriori-Verteilung der Parameter ist von Interesse. Dabei wird der vorliegende Datensatz nicht als ein mögliches Ergebnis von wiederholbaren Datenerhebungen, sondern schlicht als gegeben angesehen. Zwar spielt auch hier das Likelihood eine wichtige Rolle, aber dies wird eingesetzt, um die a posteriori-Verteilung zu bilden. Diese lässt sich mithilfe des → Bayesschen Theorems als Produkt vom Likelihood und der a priori-Verteilung der Parameter kalkulieren. Die a priori-Verteilung der Parameter beschreibt, wie wahrscheinlich konkrete Parameterwerte unabhängig von den Daten sind. Dies lässt sich z.B. aus den existierenden Studien bilden. Wenn man aber auch dafür keine Informationen hat, kann man alle Parameterwerte als gleich wahrscheinlich annehmen (uninformative a priori-Verteilung).

Der Verteilungstyp der a posteriori-Verteilung kann man analytisch bestimmen, wenn man gewisse be-

kannte Verteilungsformen für die a priori-Verteilung mit einer geringeren Anzahl von Parametern hat. Hingegen macht die zunehmende Anzahl der Parameter die Kalkulation schwieriger. So ist es üblich, im konkreten Forschungskontext die Informationen über die a posteriori-Verteilung mithilfe des → Markov-Chain-Monte-Carlo Verfahrens numerisch zu gewinnen.

Die a posteriori-Verteilung der Parameter wird schlicht als → Wahrscheinlichkeitsverteilung interpretiert. Falls man sich dafür interessiert, ob ein Parameterwert einen positiven Wert nimmt, wird die entsprechende Wahrscheinlichkeit berechnet und darüber berichtet. Dabei kennt die Bayessche Statistik keinen → Signifikanztest. Aus der a posteriori-Verteilung kann man die Quantilwerte gewinnen und ein Intervall bilden. Dieses Kreditabilitätsintervall soll jedoch anders interpretiert werden als das Konfidenzintervall: Ein 95%-Konfidenzintervall besagt, dass 95 Intervalle den echten Parameterwert beinhalten, wenn man 100-mal die Datenerhebung wiederholt und für den einzelnen Datensatz ein → Konfidenzintervall bildet. Hingegen besagt ein 95%-Kreditabilitätsintervall schlicht, dass der Parameterwert mit 95%-Wahrscheinlichkeit im vorliegenden Intervall liegt. *S.Sh.*

Bedarfsgewicht → Äquivalenzgewichtung

Bedeutung → Semantik

Bedingung, hinreichende, eine Bedingung, die allein ohne Hinzuziehen von weiteren Bedingungen in der Lage ist, ein untersuchtes Phänomen zu erklären. Dabei muss diese Bedingung nicht notwendig sein, d.h. das Phänomen kann auch ohne diese Bedingung auftreten (→ Bedingung, notwendige). *L.C.*

Bedingung, notwendige, eine Bedingung, die vorliegen muss, damit ein bestimmtes Phänomen eintritt. Dabei ist eine solche Bedingung nicht zwingend auch eine → hinreichende Bedingung, d.h. es müssen unter Umständen weitere Bedingungen vorliegen. *L.C.*

Befangenheit → Neutralität

Befragung, eine häufig verwandte und universell einsetzbare Erhebungsmethode, bei der Fragende und Befragte über unterschiedliche Medien in Austausch treten, um durch Fragen oder Aufforderung zu Stellungnahmen bzw. Erzählungen Informationen über den Befragten oder über andere Sachverhalte zu gewinnen. Wenn die Befragung von Angesicht zu Angesicht (face-to-face) stattfindet, spricht man auch von Interview (frz.: Zusammenkunft); verschie-

dentlich wird dieser Begriff aber auch als Synonym für Befragung verwandt. Man unterscheidet standardisierte und offene (nicht-standardisierte, qualitative) Formen der Befragung, Einzel- und Gruppeninterviews; zudem variiert die Rolle der Befragten, sie können als Alltagsmenschen, als ExpertInnen oder z.B. als ZeitzeugInnen befragt werden.

Die Interaktionssituation in Befragungen knüpft an entsprechende alltägliche Situationen an. Fragende und Befragte gehen eine soziale Beziehung ein, die durch den Interviewtyp, die Kontaktaufnahme und einleitende Vereinbarungen strukturiert wird. Der universelle Charakter der Befragung geht darauf zurück, dass man abhängig vom kulturellen Kontext „über alles reden kann“; die Themen einer Befragung können sich also auf ein sehr breites Spektrum sozialer Phänomene beziehen. In jedem Falle liegen die gewonnenen Informationen als verbale Bekundungen der Befragten oder als Reaktionen auf vorgefertigte Bekundungen vor; d.h. die gewonnenen Daten zeichnen sich dadurch aus, dass ganz unterschiedliche soziale Phänomene aus der Perspektive der Befragten beleuchtet werden. So erhält man keine Einkommensinformation, sondern eine verbale Bekundung der Befragten zum Thema Einkommen.

Die Themen einer Befragung können sich auf ganz unterschiedliche Aspekte des Wissens von Personen beziehen: So können Fakten erfragt werden; man kann nach Handlungen, Handlungsvoraussetzungen und Handlungsfolgen fragen; man kann Einstellungen oder auch die Deutung und Bewertung von Handlungen thematisieren. Neben Fragen können auch Stellungnahmen eingeholt werden, indem die Befragungsteilnehmer gebeten werden, zu einem Statement oder einem anderen Impuls Stellung zu nehmen; in standardisierten Befragungen werden dazu Skalen mit zustimmenden, ablehnenden oder neutralen Kategorien vorgelegt. Dabei können sich Fragen bzw. Statements auf die befragte Person oder ihren sozialen Nahbereich (Haushalt, Familie etc.) beziehen, sie können aber auch den engeren oder weiteren gesellschaftlichen Kontext ansprechen. Zeitlich betrachtet können sie sich gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Phänomenen zuwenden und so eine zeitgenössische, eine retrospektive oder eine prospektive Sichtweise einnehmen.

Wissenschaftliche Befragungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie regelgeleitet und kontrolliert erfolgen; die Ergebnisse werden in Form von standardisierten Daten bzw. als Textdaten protokolliert; es

sollten auch Informationen zu der Befragungssituation und den Befragenden festgehalten werden.

(1) Standardisierte und offene (nicht-standardisierte, qualitative) Befragungen

In standardisierten Befragungen werden alle Befragten mit gleichen, vorab erstellten Fragen, Statements und Antwortmöglichkeiten konfrontiert; die Antworten erfolgen dann im Sinne einer Zurechnung zu einer oder mehreren Antwortmöglichkeiten. Auch die Rahmenbedingungen der Befragung sollen kontrolliert werden, indem man einleitende Hinweise, Überleitungen etc. festschreibt. Standardisierte Befragungen zielen auf die Konstruktion von Daten, die mit statistischen Verfahren dargestellt und analysiert werden können. Die Logik der statistischen Analyse erfordert es, dass die gegebenen Antworten bzw. Stellungnahmen ohne weitere Aufbereitung zählbar und damit aggregierbar sein müssen und dass in der Regel eine große Zahl von kontrolliert ausgewählten Personen, eine Stichprobe, befragt wird. Begrenzte Ressourcen erzwingen es häufig, die Dauer der Befragung bzw. die Zahl der Fragen zu begrenzen. Die große Zahl bedingt zudem, dass die Befragung arbeitsteilig durchgeführt wird. Während die Forschenden das Befragungsinstrument entwickeln und später die Datenanalysen vornehmen, obliegt die Durchführung der Befragung in der Regel den MitarbeiterInnen eines Befragungsinstituts. Die Standardisierung impliziert, dass vor der Befragung die Struktur der Befragung, die Fragetexte und die Antwortmöglichkeiten fixiert werden müssen, ohne Kenntnis der spezifischen befragten Personen und des Befragungskontextes. Eine gewisse situative Anpassung kann durch Filterfragen oder Gabelfragen erfolgen, die Befragungsteile abgrenzen, die nur Teilgruppen der Befragten betreffen; zudem können in begrenztem Maße offene Fragen ohne Antwortvorgaben gestellt werden oder die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten werden um zusätzliche offene Antwortmöglichkeiten ergänzt. Offene Antwortkategorien erfordern dann jedoch eine nachträgliche Kodierung dieser Daten.

In offenen Befragungen werden Fragen letztlich frei formuliert, sie folgen jedoch der Logik eines Interviewleitfadens, einer bestimmten Interviewstrategie bzw. dem bisherigen Interviewverlauf; die Befragten antworten in umgangssprachlicher Form, und ihre Antworten werden als Textinformation protokolliert; deren Analyse erfolgt in der Regel durch interpretative Verfahren. Auch die Abfolge von Fragen und Fra-

gekomplexen ist variabel und wird an die Befragten und den Befragungsverlauf angepasst. In Abgrenzung zu standardisierten Befragungen, die auf die Gewinnung quantifizierbarer Daten zielen, wird auch von nicht-standardisierten oder von qualitativen Befragungen gesprochen. Innerhalb dieser Befragungsformen lassen sich verschiedene Grade der Offenheit unterscheiden. Die Fragenden können sich auf Erzählimpulse beschränken oder einem Leitfaden folgen, der jedoch situativ variiert werden kann. Dem entsprechend können der Verlauf des Interviews und die verfolgten Fragestellungen teilweise oder vollständig dem Kontext und dem Gesprächsverlauf angepasst werden. Das offene Vorgehen ermöglicht es, dass der Blick auf die interessierenden sozialen Phänomene nicht durch das Befragungsinstrument vortrukturiert wird, sondern den Relevanzstrukturen der Befragten folgt. Die hohen Aufwendungen für die einzelnen durchaus längeren Interviews und die Tatsache, dass die Interviewführung vielerlei situative Entscheidungen erfordert, führt dazu, dass diese Interviews in der Regel nur in kleinerer Zahl und vornehmlich von den Forschenden durchgeführt werden. Auch die Aufwendungen für die Aufbereitung der Daten und die interpretative Analyse drängen zu einer begrenzten Zahl von Interviews.

Die formale Unterscheidung standardisiert versus offen geht häufig mit einer paradigmatischen Differenz einher; d.h. um die formalen Unterscheidungen bilden sich ein quantifizierendes und ein qualitatives Forschungsparadigma heraus. So wurde das standardisierte Interview zeitweilig als der „Königsweg“ (René König) der empirischen Sozialforschung begriffen; dementsprechend wurde das offene nicht-standardisierte Interview zum Standardtyp der qualitativen Sozialforschung. Es ist umstritten, in welchem Maße es – wie hier geschehen – sinnvoll ist, die Befragungsformen allein nach formalen Kriterien einander gegenüber zu stellen ohne diese paradigmatische Einbindung zu beachten.

Fragende und Befragte können von Angesicht zu Angesicht kommunizieren, sie können schriftlich oder telefonisch in Kontakt treten oder sich kommunikativer bzw. datenverarbeitender Maschinen bedienen. Je nach Kommunikationsmedium gestaltet sich die Befragung synchron (mündlich, telefonisch) oder asynchron (schriftlich, online). Mit den verschiedenen Medien variieren die erforderlichen Voraussetzungen auf Seiten der Fragenden und Befragten, die Kosten, die Rücklaufquote, die Befragungssituation,

die Möglichkeiten der Fälschung bzw. der Fälschungsvermeidung.

(2) Konstellationen von Fragenden und Befragten

In der Regel ist an Befragungen ein Fragender und ein Befragter beteiligt. Der oder die Befragte gibt z.B. als Alltagsmensch, als Staatsbürger, als Konsument oder als Zeitzeuge (standardisierte) Antworten zu den erfragten Sachverhalten oder reagiert mit Stellungnahmen bzw. mehr oder weniger ausführlichen Erzählungen auf das Ansinnen der Befragenden. Nicht selten sind auch in dieser Befragungskonstellation Dritte zugegen.

Bei Experteninterviews kommt den Befragten eine andere Rolle zu; so verfügen Experten und Expertinnen über ein mehr oder weniger exklusives Wissen zu einem bestimmtes Themenfeld, das über die Befragung erschlossen werden soll. Eine ähnliche Rolle spielen auch Informanten, die im Rahmen ethnologischer Forschungen befragt werden.

In besonderen Fällen können auch zwei Befragende eingesetzt werden; dies ist insbesondere bei offenen Befragungen sinnvoll, während die eine jeweils das Gespräch führt, kann der andere die Handhabung des Leitfadens, den Gesprächsverlauf und die Gesprächssituation beobachten. Verschiedentlich wird hierbei von Tandeminterviews gesprochen.

Gruppenbefragungen stellen eine weitere Variante dar; dabei können sowohl bereits bestehende Gruppen wie auch für die Befragung (z.B. nach bestimmten demographischen Merkmalen) zusammengesetzte Gruppen interviewt werden. Dabei bleibt der asymmetrische Charakter der Befragung bestehen, durch die Interaktionen innerhalb der (einander bekannten oder unbekannt) Gruppe kommt jedoch eine neue Interaktionsebene hinzu; die Befragungssituation ähnelt eher Gesprächen, wie sie in Alltagsgruppen, im Betrieb oder in der Nachbarschaft geführt werden. Je nach dem Grad der Strukturierung haben Gruppenbefragungen eher den Charakter einer offenen oder teiloffenen Befragung. Wenn die Rolle der Fragenden auf die Setzung eines Diskussionsimpulses oder auf die Moderierung eines Gesprächs zurückgenommen wird, finden sich fließende Übergänge zur Gruppendiskussion.

(3) Soziale Beziehungen zwischen Fragenden und Befragten

Befragungssituationen sind in jedem Fall als soziale Situationen zu begreifen. Der soziale Charakter dieser Situation und die damit verbundenen Rollen, wechselseitigen Verpflichtungen, Regeln und Normen ermög-

lichen überhaupt erst ein erfolgreiches Interview; umgekehrt gehen mit der sozialen Rahmung der Befragungssituation auch eine Reihe von Erhebungsproblemen einher. Für die Befragten hat die Gesprächssituation einen außeralltäglichen Charakter; sie können oft nicht einschätzen, was von ihnen erwartet wird. Sie erinnern sich an Interviewsituationen, die sie im Fernsehen verfolgt haben, an Befragungen durch einen Freund aber auch einen Arzt oder Vorgesetzten, vielleicht sogar an ein Verhör. Diese möglichen Vergleichssituationen können dann auch für die Inszenierung von Befragungen genutzt werden, indem man diese eher als freundliches Gespräch oder eher als für den Befragten nicht abschätzbare Testsituation konstruiert. Eine spezifische Konstellation stellen asynchrone Befragungen dar, in denen die Beantwortung zeitlich autonom erfolgt; aber auch hier ist zu erwarten, dass die Befragten hinter der datenverarbeitenden Maschine oder einem vorliegenden Fragebogen einen Fragenden imaginieren.

In der Kritik an dem zeitweilig vorherrschenden Typus der standardisierten Befragung wurde insbesondere der asymmetrische Charakter der Beziehungen zwischen Fragenden und Befragten hervorgehoben. Wesentliche Entscheidungen liegen bei den Befragenden; die Befragten agieren eher reaktiv; in der Regel nehmen die Befragenden den Kontakt auf, legen die Regeln fest, stellen Fragen und erwarten Antworten, prägen das Sprachniveau, bestimmen Beginn und Ende der Befragung. Umgekehrt haben die Befragten Widerstandsmöglichkeiten, indem sie Erwartungen frustrieren, Regeln verletzen oder gar die Befragung abbrechen. Grundsätzlich finden sich diese Asymmetrien auch bei qualitativen Befragungsformen wieder.

(4) Erhebungsprobleme

Da sich alle Formen der Befragung als soziale Situationen gestalten, ist damit zu rechnen, dass die Befragten die in entsprechenden Alltagssituationen erworbenen und bewährten Erfahrungen nutzen, um diese für sie zumeist neue Situation zu bewältigen. Die Befragten machen sich ein Bild von ihrem Gegenüber; sie überlegen sich, welche Wirkung ihre Antworten hervorrufen, welchen Eindruck sie hinterlassen; sie orientieren sich am Verlauf des Gesprächs; sie bemühen sich, auch auf unverständliche Fragen eine Antwort zu geben; sie versuchen, auf das Gespräch Einfluss zu nehmen und verfolgen bestimmte Strategien etc. Das bringt eine Vielzahl von Effekten hervor, die von den beteiligten Wissenschaften als „Erhebungs-

probleme“ wahrgenommen werden, insbesondere wenn die Datenerhebung als ein Messprozess begriffen wird, der darauf zielt, den wahren Wert einer Einstellung oder eines Faktums (z.B. des Einkommens) zu ermitteln. So werden die Befragten möglicherweise durch die Abfolge und die Formulierung von Fragen, die Differenzierung der Antwortkategorien, durch die Sprache und eventuell das Erscheinungsbild der Interviewenden oder auch durch die Anwesenheit Dritter „beeinflusst“. Tendenziell geben Befragte eher die Antworten, die in einem bestimmten soziokulturellen Kontext sozial erwünscht ist, so fällt z.B. die Präferenz für rechtsextreme Parteien in Befragungen eher unterdurchschnittlich aus. In besonderem Maße stellen sich diese Probleme in standardisierten Befragungen; sie können aber auch in qualitativen Befragungen auftreten.

(5) Entwicklung von Befragungen

Befragungen setzen ein Befragungsinstrument, einen Fragebogen, einen Interviewleitfaden oder zumindest eine durchdachte Interviewstrategie voraus. Die Entwicklung eines standardisierten Fragebogens ist entgegen dem ersten Anschein recht anspruchsvoll. Ausgehend von Forschungsfragen oder -hypothesen, von theoretischen Überlegungen und von vorhandenem Vorwissen sind präzise Fragen und Antworten bzw. Statements und Stellungnahmen zu entwickeln und in eine sinnvolle Reihenfolge zu bringen. Dabei können Verfahren genutzt werden, die Modelle und Zusammenhängebeziehungen visualisieren, die die Umsetzung (Operationalisierung) von wissenschaftlichen Fragen und Konzepten in spezifische Fragen und Antworten unterstützen, die die Erprobung des Befragungsinstruments im Pretest anleiten. Darüber hinaus kann auf bereits vorliegende Fragen, Fragebatterien oder Skalen zurückgegriffen werden, die in der wissenschaftlichen Literatur, in Standarddemographien oder in Skalenhandbüchern zugänglich sind.

Die Entwicklung eines Interviewleitfadens setzt in ähnlicher Weise voraus, sich der Fragestellungen, der theoretischen Bezüge und des verfügbaren Vorwissens zu vergewissern. Weiterhin ist zu klären, welcher Befragungstyp im Kontext des jeweiligen Forschungsdesigns sinnvoll ist: soll die Befragung eher als Narration, eher als strukturiertes oder eher als vertiefendes Interview angelegt werden? Dementsprechend ist ein Leitfaden zu entwickeln, der einleitende und überleitende Fragen oder Gesprächsimpulse, themenbezogene Ober- und Unterfragen und abschließende Fragen enthält. Die Anordnung dieser

Komponenten sollte im Sinne des Befragungstyps und der dementsprechenden Gesprächslogik überlegt werden, ist aber in der Regel variierbar; so kann die Reihenfolge der Fragebereiche verändert, bereits anderweitig beantwortete Unter- und Oberfragen können übergangen werden, schließlich können gesprächsbedingt neue Fragen hinzukommen. Auch hier ist eine Form des Pretests sinnvoll, indem geprüft wird, ob der Leitfaden dazu beiträgt, ein im Sinne der Fragestellung produktives Interview zu führen.

(6) Theoretische Grundlagen der Befragung

Theoretische Überlegungen beziehen sich zum einen auf die Frage, was Menschen zur Teilnahme an Befragungen bewegt; zum anderen wurden Theorien entwickelt, die das Antwortverhalten oder den Prozess des Erzählens modellieren. Die Teilnahme an Befragungen kann der Rational-Choice-Theorie folgend als rationale Entscheidung begriffen werden, bei der erwartete Kosten (z.B. Zeitaufwand oder Ängste vor der ungewohnten Befragungssituation oder den Folgen einer Verweigerung) und Nutzen (z.B. Befriedigung der Neugier, Gesprächsbedürfnis, Belohnungen) der Teilnahme gegeneinander abgewogen werden. Spezifische Belohnungen werden im Rahmen sozialpsychologischer Austauschtheorien berücksichtigt, indem z.B. auch gemeinsame Erträge oder Fragen des Vertrauens berücksichtigt werden. Andere Ansätze stellen derart komplexe Kalküle in Frage und gehen eher von pragmatischen oder situativen Motiven aus. Eine wichtige Rolle für die Teilnahmeentscheidung spielen auch soziokulturell verankerte Regeln für den Umgang z.B. mit Obrigkeiten, Gästen oder Fremden. Für die Teilnahme an offenen Befragungen, die oftmals mit einem erheblichen Zeitaufwand verbunden sind, ist darüber hinaus von weiteren Motiven auszugehen (Sympathie mit den Forschenden oder Interesse am Forschungsthema).

Das Antwortverhalten im Rahmen standardisierter Befragungen wurde in der klassischen Theorie im Sinne einer Messung begriffen; die Antworten geben über den wahren Wert eines Faktums oder einer Einstellung Auskunft; in diesem Modell wird dann auch von zufälligen oder systematischen Messfehlern ausgegangen. Komplexere sozialpsychologische Messkonzepte setzen darauf, durch ein Bündel von (bewährten) Fragen oder Stellungnahmen die Annäherung an den wahren Wert zu optimieren. In anderen Ansätzen wird wiederum mit Rational-Choice-Modellen gearbeitet, indem Kosten und Nutzen (z.B. Missbilligung oder Anerkennung

durch die Interviewenden, Gefühle der Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit) von Antwortalternativen einander gegenübergestellt werden. Kognitionspsychologische Modelle begreifen die Antwort als Ergebnis einer Folge von Prozessen (Verständnis der Frage, Informationsbeschaffung, Urteilsbildung, Antwortformulierung). Bei Einstellungsfragen ist zudem davon auszugehen, dass bei einem Teil der Fragen der Prozess abgekürzt und auf vorgefertigte Deutungen zurückgegriffen wird. Theorien der symbolischen Interaktion gehen davon aus, dass beim Interview den interaktiv ausgehandelten Bedeutungen eine zentrale Rolle zukommt; das Befragungsverhalten ist dabei eher im Sinne einer Handlungslinie denn einer situativen Reaktion zu begreifen; eine wichtige Rolle für das Handlungskalkül spielen auch die antizipierten Reaktionen der Befragenden.

Neben den Ansätzen der symbolischen Interaktion werden im Rahmen qualitativer Befragungen Theorienansätze herangezogen, die sich mit den Logiken der Wirklichkeitskonstruktion in Prozessen des Erzählens oder der Konversation befassen. So interessiert im Rahmen der ethnomethodologisch orientierten Konversationsanalyse, wie über Prozesse der Kommunikation sinnhafte Strukturen und Ordnungen hergestellt und reproduziert werden. Diskursanalytische Perspektiven begreifen die über Interviews gewonnenen Daten im Kontext von interpretativen Repertoires, sozialen Deutungsmustern oder von Diskursformationen. Theorien der Narration analysieren die Logik von Erzählprozessen; häufig werden diese Konzepte im Kontext der Analyse von biographischen Konstruktionen eingesetzt. C.W.

Befragung, mündliche, eine Befragungsform, bei der Fragende und Befragende einander von Angesicht zu Angesicht (*face-to-face*) gegenüber sitzen. In einem weiteren Verständnis können auch → telefonische (fern-mündliche) Befragungen als mündliche Befragungen begriffen werden. Die Befragung kann einen offenen oder einen standardisierten Charakter haben. Die Bereitschaft, an einer Befragung teilzunehmen, wird durch die *face-to-face*-Konstellation vermutlich positiv (Höflichkeitsregeln, Neugier) wie negativ (Kontaktverbote, Unpässlichkeit) beeinflusst. Zwischen Fragenden und Befragten entsteht durch die Kopräsenz in einem Raum eine soziale Beziehung; auch diese kann sich fördernd wie hindernd auf die Qualität der Befragung auswirken.

Die Befragungssituation ist eher persönlich und verbindlich; die Befragten konzentrieren sich auf das

Gespräch und sehen sich eher verpflichtet, an der Befragung bis zum Ende teilzunehmen und den Fragenden dem vorherrschenden Normenverständnis entsprechend (höflich, wahrheitsgemäß, standesgemäß, erwartungsgemäß, mehr oder weniger offen) Auskunft zu geben. Mehr als bei einer telefonischen Befragung können sich Fragende und Befragte ein Bild voneinander machen. Bei standardisierten Befragungen ermöglicht es die eher intensive Gesprächssituation, sofern sprachlich und kulturell möglich, auch komplexere Fragen zu stellen; zudem bietet sich die Möglichkeit der Nachfrage und der Visualisierung durch das Vorlegen von Karten, die die Antwortmöglichkeiten aufzeigen. Bei offenen Befragungen wie z.B. einem biographischen Interview ist die mündliche Befragung die Regel. Die Bezeichnung *face-to-face*-Interview sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass bei nicht wenigen Interviews dritte Personen im Raum sind. Solche wie andere Rahmenbedingungen der Befragung, aber auch Informationen über die Teilnahme- bzw. Antwortbereitschaft, die Wohnung und das Wohnumfeld können von den Fragenden ergänzend protokolliert werden.

Die standardisierte Befragung wird durch einen Fragebogen, der in Papierform oder als Computerformular vorliegt, strukturiert. Die Aufzeichnung der Antworten bzw. Stellungnahmen erfolgt dementsprechend als Kreuz oder Klartexteintrag auf dem Papier oder dem Bildschirm. Nicht-standardisierte Befragungen werden in der Regel durch einen Erzählerreiz oder einen Interviewleitfaden strukturiert; die Antworten oder die Erzählungen werden dann auf einem Ton- bzw. einem Bild- und Tonträger aufgezeichnet oder in einem mehr oder weniger detaillierten Protokoll festgehalten.

C.W.

Befragung, nicht-standardisierte → Befragung

Befragung, offene → Befragung

Befragung, schriftliche, eine standardisierte Befragungsform, bei der den Teilnehmenden ein Fragebogen in Papierform vorliegt. In einem weiteren Verständnis können auch → Online-Befragungen als schriftliche Befragungen begriffen werden. Die Antworten oder Stellungnahmen werden dann von den Befragten unmittelbar in den Fragebogen eingegeben. Der Befragungsbogen kann per Post oder anderweitig verteilt werden, oder er wurde in Ergänzung einer persönlichen Befragung von einem Interviewer hinterlassen; dementsprechend kann auch der Rücklauf des Fragebogens auf verschiedenen Wegen

erfolgen. Eine postalische Zustellung setzt ein im Sinne des Erhebungskonzepts geeignetes und aktuelles Adressmaterial voraus.

Verglichen mit der Interaktionssituation in einer persönlichen oder telefonischen Befragung und den damit verbundenen positiven und negativen Effekten, hat man es in der Regel mit einer eher mittelbaren Interaktion zu tun (eine Ausnahme bilden Befragungen wie die sogenannte → Klassenzimmerbefragung, wo die Befragenden auch persönlich zugegen sind). So können die Befragten meist selbst bestimmen, wann und wo sie den Fragebogen ausfüllen und wie viel Zeit sie dem einräumen. Durch die Nicht-Anwesenheit eines Interviewers oder einer Interviewerin, wird eine unmittelbare oder mittelbare Beeinflussung vermieden; die Befragung erscheint anonym und die Bereitschaft, auch sozial weniger erwünschte Antworten zu geben, ist höher; umgekehrt gibt es aber auch keine Möglichkeit zur Nachfrage und keine externen Anreize, das Interview zu Ende zu führen bzw. den Fragebogen zurückzuleiten. Die Organisatoren der Befragung erfahren nichts über die Interviewsituation, deren Dauer, deren Begleitumstände; auch wer den Fragebogen letztlich ausgefüllt hat, bleibt offen.

Die Rücklaufquote ist bei postalisch versendeten Fragebögen in der Regel eher niedrig; sie kann jedoch erheblich gesteigert werden, wenn die Befragung zuvor angekündigt bzw. in einem Begleitschreiben erläutert wird und die zu Befragenden so zur Teilnahme motiviert werden können. Auch ein mehrstufiges Verfahren der Erinnerung bzw. Ermahnung kann die Rücklaufquote deutlich verbessern. Eine Bündelung dieser unterstützenden Maßnahmen findet sich im Rahmen der → *tailored design method*.

C.W.

Befragung, standardisierte → Befragung

Befragung, telefonische, eine meist standardisierte Befragung, die per Telefon durchgeführt wird. Insbesondere in der kommerziellen Markt- und Meinungsforschung ist es das vorherrschende Erhebungsverfahren; es wird aber auch in der wissenschaftlichen Sozialforschung zunehmend eingesetzt. Die telefonisch vermittelte Interaktion ermöglicht Rückfragen; die Möglichkeiten, komplexe Fragen zu stellen oder Statements vorzulegen, sind jedoch begrenzt, da die visuelle Unterstützung durch Karten entfällt. Auch die maximale Interviewdauer ist gegenüber einer → *face-to-face*-Befragung kürzer anzusetzen. Verglichen mit einer *face-to-face*-Befragung ist die Interviewsituation anonymer, verglichen

mit einer → schriftlichen Befragung kommt es jedoch zu einer direkten Interaktion zwischen Fragenden und Befragten; dementsprechend ist mit verschiedenen Intervieweffekten zu rechnen, die auf die Logik der Interaktionssituation zurückgehen (z.B. Effekte der sozialen Erwünschtheit). Für sozialwissenschaftliche Befragungen ist es sinnvoll, die Befragten vorab schriftlich zu informieren.

Da der Anteil von Personen bzw. Haushalten ohne Telefon in Deutschland inzwischen unter 1% liegt, wird ein sehr breiter Bevölkerungsteil erreicht. Probleme stellen sich im Bereich der Stichprobenziehung, da es bei einem zunehmenden Anteil von Haushalten bzw. Personen ohne Festnetzanschluss (sogenannte → mobile onlys), zu Verzerrungen kommt; zudem sind Personen ohne Telefonbucheintrag (sogenannte → non-pubs) zu berücksichtigen. C.W.

Begehungs-Random → Random-Route-Verfahren

Begleitforschung, wissenschaftliche, ein angewandter Forschungstyp, mit dem meist öffentlich finanzierte, in der Regel befristete, auf Innovationen gerichtete Modellprojekte oder -programme sowohl konzeptionell entwickelt als auch empirisch untersucht werden. Einen Schwerpunkt auch bezüglich seiner Entstehung hat dieser Ansatz im Bildungsbereich, namentlich in der Berufsbildungsforschung, wo er auch über eine explizierte methodologische Grundlage verfügt. Begleitforschende haben demgemäß oft ausgeprägte Theorie-, Fach- und Feldkompetenzen und agieren in einer Mehrfachrolle: Sie wirken z.B. bei der Projektkonzeption und der Mittelbeantragung mit, überprüfen die Umsetzung und Zielerreichung, schätzen die Übertragungsfähigkeit z.B. auf andere Regionen ein und sind an der Ausbreitung von erfolgreichen Innovationen beteiligt. Mit anderen (methodologisch stärker explizierten) Ansätzen wie z.B. → Handlungs- oder Aktionsforschung und der → Evaluation gibt es vielfache Überschneidungen. W.Be.

Begriffsfeld → Wortfeldanalyse

Begründungs- und Konsensobjektivität, geschichtsphilosophisches Argument, das einen spezifisch geschichtswissenschaftlichen Objektivitätsbegriff begründet. Begründungsobjektivität meint, dass historische Behauptungen dann objektiv sind, wenn sie nach den methodischen Regeln der Geschichtswissenschaften (→ Quellen) begründbar sind. Konsensobjektivität besteht dann, wenn historische Behauptungen von mehreren Akteuren intersubjektiv akzeptiert werden können. Beide Objektivitätsbegrif-

fe wurden von Hermann Lübbe geprägt und formulieren eine Antwort auf das erkenntnistheoretische Problem, dass die Geschichtswissenschaft keine absoluten Wahrheiten, sondern sich ständig wandelnde Aussagen über die Vergangenheit generiert (→ Geschichtsschreibung, → Methode, historische). M.L.

Begründungszusammenhang, (engl. context of justification), nach Hans Reichenbach der argumentative Kontext, der in einem Forschungsprozess das methodische Vorgehen fundiert. Hier sollen allein wissenschaftliche Kriterien und methodische Standards gelten und nicht die Interessen z.B. von Auftraggebern. Letztere sollen im Rahmen der Klärung des → Entdeckungszusammenhangs identifiziert werden. R.DB.

Behaviour Mapping, eine systematische Beobachtungsform von Verhalten in Raum und Zeit. Unterschieden wird zwischen place-centered und individual-centered mapping. Im ersten Fall werden festgesetzte Orte und das dort zu beobachtende Verhalten verschiedener Akteurinnen und Akteure untersucht, im zweiten Fall wird das Verhalten bestimmter Individuen in Raum und Zeit beobachtet. Das Beobachten bzw. → Tracking kann manuell erfolgen: durch beobachtende Personen und geeignete → Beobachtungsprotokolle oder Diagramme (→ Beobachtung, manuelle); es kann auch technisch gestützt erfolgen, z.B. mittels Videokameras (→ Videoanalyse) oder Tracking-Chips (→ Tracking). K.M.

Benchmarking, ein kontinuierlicher, vergleichender Bewertungsprozess in Bezug auf das Erreichen von „besten“ Leistungs-, Erfolgs- oder Qualitätskriterienwerten (Benchmarks). Der Vergleich mit den besten Wettbewerbern soll Impulse geben, die eigene Leistungsfähigkeit (z.B. als Dienstleistungsorganisation) zu erhöhen. Es können Prozesse, Systeme, Produkte und Dienstleistungen bezüglich Kriterien wie Kosten, Zeit, Nutzendenzufriedenheit etc. verglichen werden. Benchmarking und Evaluation können sinnvoll miteinander verknüpft werden: Benchmarking kann im Rahmen von Evaluationen eingesetzt werden, aber auch Evaluationen können einem Benchmarking unterzogen werden. W.Be.

Benford-Verteilung → Benfords-Law

Benfords-Law, auch Newcomb-Benfords Law, das Gesetz besagt, dass in einer Ziffernfolge an einer bestimmten Stelle eine Ziffer mit einem niedrigeren Wert eine höhere Auftretenswahrscheinlichkeit hat als eine Ziffer mit einem höheren Wert (Benford-Verteilung). Die Häufigkeiten der Ziffern sind dem-

nach nicht gleichverteilt über die einzelnen Ziffern, sondern folgen vielmehr logarithmischen Gesetzen. So liegt die Auftretenswahrscheinlichkeit der Ziffer 1 an erster Stelle einer zufällig nach der Benford-Verteilung gezogenen Ziffernfolge bei ca. 30,1%, der Ziffer 9 hingegen lediglich bei ca. 4,6%. Empirisches Datenmaterial genügt häufig approximativ dieser Gesetzmäßigkeit, da die Daten selbst oft nicht normalverteilt sind, jedoch deren Logarithmen. Besonders anschaulich wird dies, sobald Daten ein natürliches Wachstum widerspiegeln, da dies meist exponentielle Zusammenhänge aufweist. *M.T./A.Ü.*

Beobachtung. [1] im engeren Sinne eine Bezeichnung für den im Kontext verschiedener Beobachtungsverfahren organisierten Prozess der direkten und indirekten wissenschaftlichen Beobachtung von sozialem Handeln. *C.W.*

[2] Im weiteren Sinne lassen sich nahezu alle eingesetzten Erhebungsmethoden als Beobachtungen bezeichnen. So werden über die expliziten Beobachtungsverfahren hinaus eben auch die Antworten der Befragten auf eine offene und standardisierte Frage oder die Inhalte eines zu analysierenden Texts „beobachtet“. *C.W.*

[3] In der Humangeographie spielen Beobachtungen bereits in der Phase der Etablierung des Faches als akademischer Disziplin im 19. Jh. eine zentrale Rolle: Insbesondere die visuelle Beobachtung galt lange Zeit als grundlegende Methode zur Erfassung und Darstellung der Welt. In den 1960er Jahren gerät die Vorstellung einer vermeintlich neutralen Beobachtung allerdings in die Kritik. In der Physischen Geographie verdrängen zunehmend naturwissenschaftliche Mess- und Analyseverfahren die einfache visuelle Beobachtung. In der Humangeographie differenzieren sich die Rolle und der Stellenwert von Beobachtung je nach paradigmatischer Positionierung aus:

In der quantitativ-orientierten Raumforschung wird die qualitativ-beschreibende Beobachtung verdrängt durch kategorisierend-quantifizierende Verfahren, die darauf abzielen, Muster der räumlichen Verteilung und Interaktion quantitativ zu bestimmen.

In neueren sozial- und kulturtheoretisch orientierten Paradigmen der Humangeographie (siehe → Sozial- und Kulturgeographie) wird hingegen die Idee einer neutralen Beobachtung grundlegend in Frage gestellt und Beobachtung als positioniert konzeptionalisiert. *G.G.*

Beobachtung, apparative → Beobachtung, automatische

Beobachtung, automatische, ein Erhebungsverfahren, bei dem die Beobachtung nicht von einer Person, sondern von einem Apparat durchgeführt wird. Voraussetzung für eine automatisierte Beobachtung ist zum einen, dass Apparate (in der Regel mit Sensoren) existieren, die Verhaltensweisen oder (Körper-) Reaktionen registrieren können, und dass diese Verhaltensweisen bzw. (Körper-)Reaktionen nach streng festgelegten Kriterien ohne Interpretationsleistung eines Beobachters erfasst werden können. Automatisiert lassen sich Daten über sehr lange Zeiträume erheben, so dass in der Regel große Datenmengen anfallen. Diese Daten sind extrem reliabel, da sie immer nach demselben Prinzip erhoben werden. Fraglich ist aber ihre Validität, da oft keine Informationen über die Gründe und Motive für das Auftreten der registrierten Verhaltensweisen bzw. (Körper-)Reaktionen vorliegen.

Beispiele für automatisierte Beobachtungen finden sich in der Kommunikationswissenschaft insbesondere bei der apparativen Messung von Mediennutzungsverhalten (Telemetrie, Radiometrie), in der Psychologie insbesondere bei physiologischen Messverfahren (Puls, Hautleitfähigkeit, Atemfrequenz, Hirnströme etc.) oder allgemein im Umgang mit Alltagsgegenständen (Eye-Tracking, Key-Logging etc.). *V.G.*

Beobachtung, externe, eine Beobachtung, die von Auftragnehmern durchgeführt wird. Damit wird charakterisiert, wer beobachtet. Der externen steht die interne Beobachtung gegenüber, bei der das Forscherteam selbst beobachtet. Externe Beobachter werden in der Regel beschäftigt, wenn schnell und an verschiedenen Orten relativ viele Beobachtungen durchgeführt werden müssen. Dabei muss exakt festgelegt sein, nach welchem Prinzip die Daten erhoben werden, damit die externen Beobachter angemessen geschult und kontrolliert werden können. Das führt meist zu einer Konkretisierung und Offenlegung des Erhebungsverfahrens und mithin zu reliablen Daten. Probleme können aber bei der Validität der Daten auftreten, wenn die Beobachter nicht genau wissen, was sie zu welchem Zweck erfassen sollen und deshalb Relevantes nicht oder falsch erfassen. Darüber hinaus bringen externe Beobachtungen die Gefahr von Fehlinterpretationen mit sich, wenn die Forscher selbst die beobachtete Situation nicht ausreichend kennen.

Externe Beobachtungen werden insbesondere dann durchgeführt, wenn das Verhalten vieler Individuen

anhand einfach zu erfassender Merkmale untersucht werden soll. Beispiele finden sich unter anderem in der Konsumforschung, wenn beobachtet wird, wie sich Konsumenten in Supermärkten oder Kaufhäusern verhalten oder in der Verkehrsforschung, wenn beobachtet wird, wie viele Verkehrsteilnehmer welche Wege benutzen und wie lange das jeweils dauert. V.G.

Beobachtung, indirekte, ein Ansatz der Beobachtung, bei dem das interessierende Verhalten über Spuren des Verhaltens erfasst wird. Es handelt sich um ein Charakteristikum des Erhebungsverfahrens und ist von der direkten Beobachtung zu unterscheiden. Indirekte Beobachtungen sind dann möglich, wenn Verhaltensspuren vorliegen, die sich zum einen wissenschaftlich erfassen lassen. Hier können sowohl Argumente der Realisierbarkeit dagegen sprechen als auch Argumente des Daten- oder Persönlichkeitsschutzes. Zum anderen müssen die Spuren einen ausreichend sicheren Rückschluss auf das interessierende Verhalten erlauben. Manchmal besteht die Gefahr der Verwischung von Spuren; verbreiteter ist aber das Problem, die erfassten Spuren nicht eindeutig auf Akteure attribuieren zu können.

Wenn aber Verhaltensspuren vorliegen, die den oben skizzierten Kriterien entsprechen und sich relativ einfach – gegebenenfalls sogar apparativ – erheben lassen, dann ist die indirekte Beobachtung von Verhaltensspuren eine sehr effiziente Art der Datenerhebung. Insbesondere soziales, politisches oder kommunikatives Verhalten im Internet lässt sich gut auf diese Weise erfassen, entweder über die Spuren, die bei der Internetnutzung in sogenannten Logfiles entstehen oder über das Sichtbarwerden der Aktionen, z.B. durch erzeugte Inhalte. V.G.

Beobachtung, interne, eine Beobachtung, die vom Forscherteam selbst durchgeführt wird. Es geht also um die Frage, wer beobachtet. Der internen Beobachtung steht die externe gegenüber, bei der nicht das Forscherteam, sondern Auftragnehmer die Daten erheben. Der Vorteil der internen Beobachtung liegt darin, dass die Forscher so einen authentischen Eindruck der beobachteten Phänomene erhalten, weil sie diese dann aus eigener Anschauung kennen. Zudem ist es so möglich, unerwartete aber interessante Phänomene mit in die Beobachtung einzubeziehen, die vorher nicht definiert waren. Nicht zuletzt ist so sichergestellt, dass die Beobachter sehr genau wissen, wie vorgegangen werden soll. Diese Punkte führen in der Regel zu großer Validität der Daten. Probleme

ergeben sich demgegenüber oft bei der Reliabilität. Wenn das Forscherteam selbst beobachtet, besteht die Gefahr, dass Vorgehen nicht genau zu explizieren, weil alle Beteiligten meinen, es ausreichend zu kennen. Als Konsequenz könnten alle auf ihre individuelle Weise vorgehen und das Vorgehen am Ende nicht ausreichend dokumentiert werden.

Bei den meisten Beobachtungen handelt es sich um interne Beobachtungen. Vor allem Beobachtungen, bei denen der Beobachter eher wenige Fälle sehr intensiv beobachtet und gegebenenfalls im Handlungsraum nicht nur anwesend ist, sondern sich auch an der Handlung beteiligt, werden oft vom Forscherteam selbst durchgeführt. V.G.

Beobachtung, manuelle, ein Beobachtungsverfahren, bei dem eine reale Person ein Geschehen beobachtet und die zu erfassenden Sachverhalte protokolliert. Damit handelt es sich um ein Merkmal des Erhebungsverfahrens, das von der apparativen Beobachtung zu unterscheiden ist. Manuelle Beobachtungen liefern meist valide Daten, da Menschen die Handlungen und Reaktionen anderer gut einschätzen können. Da bei diesen Einschätzungen aber individuelle Unterschiede zwischen den Beobachtern auftreten, sind die Daten mit Reliabilitätsproblemen behaftet. Zudem ist die Aufnahmekapazität menschlicher Beobachter beschränkt, so dass immer nur eine eng begrenzte Menge von Daten erhoben werden kann und mit Ermüdungseffekten zu rechnen ist.

Manuelle Beobachtungen sind immer dann notwendig, wenn zur Erhebung der Daten eine Interpretationsleistung durch einen Menschen nötig ist, situativ Entscheidungen getroffen werden müssen oder sich die zu erhebenden Sachverhalte nicht vollständig standardisieren lassen. Da eines der drei Kriterien fast immer gegeben ist, handelt es sich bei der großen Mehrzahl von Beobachtungsstudien um manuelle Beobachtungen. V.G.

Beobachtung, nicht teilnehmende, ein Beobachtungsverfahren, bei dem der oder die Beobachtende nicht am Geschehen teilnimmt. Er oder sie agiert selbst nicht, ist insofern außen vor und beschränkt sich darauf, das zu beobachtende Geschehen zu protokollieren. So ist sichergestellt, dass der Beobachter seine gesamte Aufmerksamkeit dem Beobachten und Protokollieren widmen kann. Problematisch könnte es aber werden, wenn der Beobachter für die Beobachteten sichtbar ist, die Beobachteten aber nicht wissen sollen, dass sie beobachtet werden. Dann muss es eine gute Begründung oder Tarnung für den Be-



<http://www.springer.com/978-3-531-16629-2>

Methoden-Lexikon für die Sozialwissenschaften

Diaz-Bone, R.; Weischer, C. (Hrsg.)

2015, VIII, 442 S. 76 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-531-16629-2